

Ein Geständnis : Novellette

Autor(en): **Bliss, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

monarchisch aus. Und doch hatte ich den Eindruck, daß wir ein recht tüchtiges Grenzkorps haben, das bei all' seinem schlichten Auftreten gar sehr auf der Höhe seiner Aufgabe steht.

Isella, der südliche Ausgangspunkt des Simplontunnels, bietet mit seiner neuen Arbeiteransiedelung ein ganz ähnlich malerisches Bild, wie Naters an der Rhone. Nur ist alles noch viel italienischer als dort. Das Handwerk ist auf die Straße hinaus verlegt; der Kneipen sind es noch etwas mehr, die Fuhrwerke lieberlicher, die Kinder etwas schmutziger. Ein kleiner Junge, wenn er auch im Uebrigen recht dürftig gekleidet ist, trägt sicher einen roten oder grauen Kalabresenhut aufs Ohr gedrückt und der Fuhrmann, der seinem hochbeladenen Zweiräder eins, zwei, drei Pferde in einer Reihe vorspannt, liegt sicher auf seinen Bauch gestreckt auf dem Wagenlager obendrauf, von einem großen Tuch überspannt, das seine edlere Körperhälfte vor der zudringlichen Sonne schützt. Wenn auf deutschen Festplätzen die namhaften Brauereien des Landes eine Bude mit eigenem Ausschank aufzustellen pflegen, haben in diesem bunten Arbeiterviertel die größern Weingeschäfte Italiens die Gelegenheit wahrgenommen, für den Eigenverkauf ihrer Produkte jene Veranstaltung zu treffen. Mitten in diesen Kneipen steht eine Kaserne, wie's scheint neusten Datums, aber auch ein hübsches Häuschen, Scuola evangelica, Asilo infantile überschrieben.

Weiter geht's, über eine hohe steinerne Brücke, die staubiger werdende Straße entlang. Ein Fuhrmann treibt seine Pferde so heftig, daß er, des Radlers nicht achtend, in dessen Beloräder die Peitsche sich verwickeln und mitgehen läßt. In den höflichsten Ausdrücken aber und mit graziöser Verbeugung entschuldigt sich der Mann. Noch einmal durch eine Galerie radle ich in den sonnigen Abend nach Crevola hinaus; weiße Kirchlein grüßen links und rechts von den Hängen herab, mit starkem Abstieg führt die Straße in die Ebene hinaus, in der Domo d'Ossola, das Ziel der dritten Tagesfahrt, liegt. (Schluß folgt.)

Ein Geständnis.

Novellette von Paul Blif.

— Er war ein guter Kerl, das wußten wir alle, aber er war ein Sonderling, der sich selten an Jemand angeschlossen. Er war freundlich und zuvorkommend gegen Jeden, der ihn um etwas bat, aber scheu und ängstlich wich er jeder Veranlassung aus, die ihn seinen Commilitonen näher bringen konnte.

Als er bei Beginn des neuen Semesters in unsere kleine Universitätsstadt kam, erregte er durch seine Eigenheiten oft den Unwillen seiner Studiengenossen, nach und nach aber, da er keinem zu nahe trat, gewöhnte man sich an ihn, machte wohl manchen Wit auf ihn, aber man lebte friedlich mit ihm zusammen.

Der einzige, mit dem er manchmal einen Spaziergang machte, war ich. Zwar bin auch ich ihm niemals näher getreten, unsere Unterhaltungen waren karg und eintönig und den Stoff dazu gab fast immer nur unser Studium und die gemeinsamen Interessen, die uns verbanden, aber ich merkte doch, daß ihn etwas zu mir zog, etwas, das er lange gesucht haben mochte, weniger Zutrauen als Verständnis vielleicht — so kam es mir vor — ein Verständnis für seine Lebensweise, für seine Sonderheit; ja oft glaubte ich aus seinen Reden herauszuhören, daß er sich bei mir entschuldigen wollte, gewissermaßen, oder auch rechtfertigen, weshalb er gerade so eigenartig sich betrug, resp. sich betragen mußte. Niemals aber tat ich dann eine Frage an ihn. Ich hörte ihn an, nickte manchmal wohl dazu und hütete mich sehr, ihm meine Meinung darauf zu sagen. So wurde ich im Laufe der Zeit ihm bekannt, mehr bekannt als die anderen. — — —

Eines Abends — wir hatten den ganzen Tag über ernsthaft gebüffelt — gieng ich zu ihm in die Wohnung, um ihn zu dem verabredeten Spaziergange abzuholen.

Es war ein prachtvoller Herbstabend. Mondschein war. Die Luft von jener wunderbaren Klarheit, wie sie bei uns nur die Herbstabende haben. Ich mußte durch den Park; denn seine Wohnung hatte er draußen vor der Stadt, wo er ungestört war. Langsam ging ich meinen Weg. Ringsumher heilige Stille, kein Blatt regte sich, nur das Knirschen meiner Tritte im Sand, dazu das silberbleiche Licht des Vollmondes, das sich auf die schlummernde Welt senkte, — es war mir ganz wunderbar zu Mute: ich gieng wie durch einen Märchenwald, nie hatte der Zauber solch einer Mondnacht so auf mich gewirkt.

Als ich in seine Wohnung kam, fand ich ihn auf dem Sofa liegen. Im Zimmer brannte kein Licht und trotzdem war es taghell erleuchtet durch die Flut des Vollmondlichtes, das durch die offenstehenden Fenster hereinwallte.

Einen Augenblick stand ich an der Thür still, wie gebannt. Das Zimmer, erfüllt von dem bleichen Mondschein, machte mich fast starr vor Schreck. Etwas Geisterhaftes schwebte über dem Raum, etwas Unheimliches, Kühles wehte mir entgegen, so daß ich merkte, wie ein Schauer mir über den Körper rann.

Ich bezwang mich und trat langsam näher.

Da er noch immer auf dem Sopha liegen blieb und unausgesetzt in das gelbe Mondlicht starrte, fragte ich, ob wir den geplanten Spaziergang nicht machen wollten. Darauf antwortete er nicht, verneinte nur durch eine Wendung des Kopfes und deutete mir an, daß ich mich setzen möge.

Ich tat es nicht ohne leises Erschauern. Ich begriff nicht, was er vorhatte, aber ich fühlte, daß irgend was geschehen würde, was mich fürchterlich erschüttern mußte. Meine Unruhe war so gewaltig, daß ich mein Herz pochen hörte. Das Zimmer, da sonst mir so traulich erschienen, machte jetzt in dem gespenstigen Licht einen unheimlichen Eindruck auf mich, dazu das erstaunliche Betragen meines Freundes, der unausgesetzt in das Mondlicht starrte, — kurz, mir war recht unbehaglich zu Mute.

Wohl fünf Minuten dauerte unser Schweigen. Da aber wurde mir die Situation zu unheimlich. Ich stand auf und wollte allein fortgehen. Und da sprang auch er auf, hielt mich zurück, bat und flehte, wie er es nie getan, — ich dürfe ihn so nicht verlassen, jetzt nicht, denn er habe mir etwas zu sagen, etwas zu beichten, das die Veranlassung zu seinem Sonderlingsleben gewesen sei.

Ich blieb also, nahm meinen Platz wieder ein, und auch er warf sich wieder aufs Sopha und starrte in den Mond.

Nach einigen Minuten begann er zu sprechen, aber mit anderer Stimme, als ich sie sonst bei ihm gehört, verschleiert und tonlos, als hörte man ihn aus tiefem Gewölbe herauf sprechen.

„Sie lieben den Mondschein nicht?“

Ich verneinte. Ich wußte nicht, was ich sagte.

„O,“ fuhr er fort, „ich liebe ihn über Alles. Erst in den Mondnächten beginnt mein eigentliches Leben. Da werden mir die Gedanken hell, alles Vergangene wacht wieder auf. Zeit und Raum sind verschwunden. Alle Leiden, die mich jetzt drücken und verfolgen, sind verwischt, und ich durchlebe all mein vergangenes Glück, immer wieder und wieder . . . ja, immer wieder und wieder.“ . . .

Er schwieg. Traumhaft war mir seine Stimme verklungen, und in seinen Augen sah ich ein paar große Tränen perlen. In diesem Augenblick überkam mich ein großes Mitgefühl für den Ärmsten, daß ich am liebsten ihn umfaßt hätte, um ihm zu sagen, wie gut ich ihn verstehe.

Er aber sprach weiter mit derselben stumpfen Stimme, ohne seine Stellung zu ändern, und immer den Blick in den Mond gerichtet.

„Ich habe einmal geliebt. Sie war neunzehn, ich dreiundzwanzig Jahre. Aber keine Eintagsliebe war es! Nein, in unserem Verkehr lag Ernst; wir fühlten, daß irgend etwas uns angezogen, uns zusammengeführt hatte, und daß dies Unnennbare uns auch in Fesseln zusammenhielt, jawohl! für's ganze Leben zusammen.

Sie war Verkäuferin in einem Papierladen, — o, sie war ein wunderbares Geschöpf! Groß, schlank, von einem Wuchs, wie ich ihn nie gesehen, — sie hatte langes Blondhaar, hatte ein Gesicht wie eine Madonna . . . und dafür hielt ich sie ja auch.“

Er schwieg und zeichnete mit den Fingern eine Linie in die Luft, aus der man sich die Umrisse eines weiblichen Wesens vorstellen konnte. Dann schlang er um die so angedeutete Linie seine beiden Hände, als habe er sein Lieb am Arm und drückte es an sich.

Von Neuem überlief mich ein Schauer, der mir den Atem stocken machte.

Dann sprach er weiter:

„Nie in meinem Leben habe ich größeres Glück genossen als in jenen kurzen Wochen. Es war bestimmt bei mir, daß sie mein Weib werden sollte. — Oh, ich hatte mich vorher gut informiert, ich wußte, daß sie brav war und gut, — sie wohnte bei ihrer alten Mutter, der sie die Ernährerin war. — Sie sollte mein Weib werden, sowie ich eine Anstellung hatte. So lange wollte sie warten. Wir spannen uns einen Zukunftstraum, wie er sonniger nie erdacht werden konnte. Alles gieng gut bis zu jenem Unglückstage. — Es war jener bestimmte Tag, an dem ich sie Abends vor dem Geschäft erwarten sollte. An jenem Tage bekam ich morgens einen Brief, worin sie sich entschuldigte, daß sie nicht mit mir zusammen sein könne. Ich schöpfte Verdacht, irgend etwas nährte mein Mißtrauen. Und so versteckte ich mich Abends nahe bei ihrem Geschäft, um zu erfahren, was sie vor hatte. Durch eines der großen Schaufenster sah ich sie. Schöner denn je sah sie aus. Sie hatte ein sonntägliches Kleid an und war mehr geputzt, als ich es sonst bemerkt hatte. Jedenfalls aber wollte sie sich ein Vergnügen bereiten für diesen Abend, und das ohne mich. Ich war mehr als empört. Aber ich wartete geduldig. Erst mußte ich alles wissen.

Endlich wurde das Geschäft geschlossen. Sie kam heraus, begleitet von einem nobel gekleideten Herrn, der mir einige Jahre älter zu sein schien, als ich es war. Sie nahm seinen Arm, plauderte lustig und lachend. Ich drückte mich tiefer in meine Ecke, um nicht gesehen zu werden, aber meine Sorge war umsonst, sie sah gar nicht erst um sich, sondern gieng mit ihrem noblen Herrn ab. Langsam folgte ich ihnen, und immer hörte ich ihr lustiges Lachen. Ich fand noch keine Erklärung für alles das; mir war entsetzlich zu Mut, traurig zum Weinen, dann wieder wild auflosender Haß. — Da sah ich die beiden in einem Hause verschwinden. Die Plakate am Eingange zeigten mir,

daß irgend ein Verein hier sein Stiftungsfest feierte, erst war Liebhabertheater, dann sollte getanzt werden. — Nun wußte ich genug. Ich rannte nach Hause, schloß mich ein, warf mich auf's Bett und heulte wie ein dummer Junge. Wut, Aerger, Scham, verletzte Eitelkeit — alles das trieb mir das Blut in Wallung. Es war meine erste große Täuschung gewesen. — Am nächsten Abend dann suchte ich sie auf und stellte sie zur Rede. — Empört sah sie mich an. „Du hast mir nachspioniert? Du traust mir nicht?“ Sie weinte. „Pfui, für so klein hätte ich Dich nicht gehalten!“ — Ich aber, halb schon bereuend, zwang mich zur Härte und verlangte genaue Rechtfertigung von ihr. Zornrot sah sie mich an und rief: „Nein, nicht ein Wort! Wenn Du mir das zutrauen konntest, dann ist alles aus! Adieu!“ — Damit verließ sie mich. Ich gieng nach Hause und wußte nicht, was ich davon denken sollte. War das Verstellung oder verletzte Unschuld? Ich konnte keine Erklärung finden; aber wie es nun auch war, ich hatte ein Recht zu fordern, daß sie mir alles sagte, und so lange sie das also nicht tat, so lange würde sie mich nicht wiedersehen, das schrieb ich ihr, aber sie antwortete nicht darauf. Dann gieng ich noch einmal zu ihr, Abends, vor Geschäft und wiederholte meine Frage, aber auch da nur dasselbe wie zuerst. „Also bist Du nicht nur leichtfertig, sondern auch noch eigensinnig,“ rief ich in höchster Entrüstung. Doch da sah sie mich mit einem Blicke an, den ich nie wieder vergessen werde, dann ließ sie mich stehen und lief fort, auch ich gieng. Wenn sie nicht abbitten kann, soll sie büßen, damit gab ich mir recht. — Am nächsten Tage reiste ich nach Hause. Das Semester war ohnehin bald zu Ende, also versäumte ich nichts mehr. Ich gab meiner Wirtin keine Adresse, damit kein Brief mir nachgeschickt werden konnte. Der Roman war aus. — So dachte ich. Ich fing daheim an zu arbeiten, eifriger denn je, um alles zu vergessen; ich stürzte mich in einen Taumel irdischer Genüsse, nur um zu vergessen. Ich knüpfte viele neue Liebesbände an, alles nur um zu vergessen. Aber es war alles umsonst. Ich vergaß sie nicht. Und als drei Wochen vergangen waren, sah ich ein, daß ich der Eigensinnige gewesen war. Ich konnte nicht anders, setzte mich auf die Bahn und fuhr zurück, mein Lieb aufzusuchen.“

Wieder schwieg er und holte tief Atem.

„Und als ich wiederkam, fand ich einen Grabhügel. Mein Lieb war tot.“ —

Eine Pause entstand, fürchterlich und drückend schwer.

„Ja, sie war tot,“ sprach er endlich langsam weiter, „und ich habe sie in den Tod getrieben . . . Nachher erst erfuhr ich ja alles. Jener noble Herr war der Prokurist gewesen, dessen Wohlwollen sie sich erhalten mußte. Sie hatte sich um einen besser dotierten Posten beworben, und über Besetzung jener Stelle disponierte der Prokurist. Darum der Ausgang mit ihm, um den er sie schon lange gebeten hatte. Sie hatte sich geschämt mir einzugestehen, daß es ihrer alten Mutter so ärmlich gieng, weil sie fürchtete, daß ich ihr Geld anbieten würde. Darum die eigensinnige Heimlichtuerei. — Dann, nachdem sie mich acht Tage nicht gesehen, hatte sie mir einen Brief geschickt, und da dieser zurückkam, war sie selbst in meiner Wohnung gewesen, wo sie von der alten Wirtin erfuhr, daß ich abgereist sei . . . Alles das erfuhr ich von ihrer alten Mutter. Und dann der letzte Brief, den sie mir da gelassen hatte . . . sie klagte mir, daß der Prokurist jetzt, nachdem ich sie verlassen, ihre qualvolle Notlage ausbeuten wollte, und ehe sie dies Letzte, Grausige, Ekelhafte tue, eher würde sie sterben . . .“

Er schwieg und sank zurück, schlaff und bleich, ich hörte, wie er röchelnd atmete.

„Sehen Sie,“ begann er matt, „dieser Vorwurf, dies quälende Schuldbewußtsein, das hat mich zum Sonderling gemacht. Ich schleiche umher, überall verfolgt mich ihr

Schatten. Ich bin ihr Mörder! Ich allein! Es ist zum Wahnsinnig werden. — Oh, ich habe alles versucht, dagegen anzukämpfen. Ich habe fieberhaft gearbeitet, habe jeder Freude, jedem Genuße entsagt, um zu sühnen, was ich an ihr verschuldet habe. — Sie selbst hat mich mit keinem Worte angeklagt, dazu war sie zu edel, zu gut, aber darum gerade trifft mich der Vorwurf doppelt hart, ich selbst klage mich an, das Bessere in mir, das richtet mich. Ich habe an ihr gehandelt, wie ein Lump.“

„Aber sind Sie allein der Schuldige?“ warf ich schüchtern ein. „Trifft nicht jenen anderen eine viel größere Schuld?“

„Nein,“ fuhr er auf, „ich allein bin der Schuldige! Ich hätte an sie glauben müssen, daß sie rein und gut ist, wenn schon der Schein gegen sie war. Aber das ist ja eben das Jammervolle bei uns modernen Männern: wir prahlen mit unseren modernen Weltanschauungen, wir haben die besten Vorsätze, den Armen und Elenden Hilfe zu bringen, Mensch mit den Menschen zu sein, und wenn es dann gilt, zu zeigen, was wir wollen, dann stecken wir bis an den Hals in uralten Vorurteilen, und von jenen Parias der Menschheit trennt uns eine Welt. So auch bei mir. Wäre mein Lieb ein Mädchen aus unseren Kreisen gewesen, dann hätte ich in diesem Falle nicht einen Augenblick an ihr gezweifelt; dann hätte sie so viel Erziehung gehabt, daß ich nicht das Geringste befürchtet hätte; bei jenen armen Geschöpfen aber, die gezwungen sind, sich ihr Brot allein zu verdienen, da ist uns kein Vorurteil zu unmöglich, kein Verdacht zu ekelhaft, dort sind wir stets auf alles gefaßt. So haben schon unsere Väter gedacht und so denken als gute Söhne auch wir noch. In diesem Vorurteile sind wir groß geworden, und ich bin das Opfer eben dieses Vorurteils . . .“

Wieder entstand eine lange Pause. Er lag im Sopha. Das Mondlicht fiel ihm grell aufs Gesicht. Ich sah, daß er weinte. Draußen begann ein Hund zu heulen, in langgezogenen, wimmernden Tönen. Schaurig anzuhören. Mir war die Brust so beengt, daß ich hätte aufschreien mögen. Etwas Schweres, Erdrückendes lastete auf mir. Ich mußte fort.

Als ich ihm Lebewohl sagte, ließ er mich gehen, dankte mir, daß ich ihm zugehört hatte, und nahm dann seine Stellung auf dem Sopha wieder ein, immer unausgesetzt in den Mond starrend. Ich gieng.

Und draußen erst atmete ich auf. Wie befreit kam ich mir vor. Ich wanderte durch die mondhelle Nacht mutterseelenallein weiter und weiter, und je mehr ich mich von der Wohnung meines armen Freundes entfernte, desto wohler atmete ich auf, Kraft Freude, Leben, Gesundheit, Liebe und Genuß, all das empfand ich, all das machte mir die Pulse schneller schlagen . . . ich lebte! ich lebte! ich hatte noch ein Recht auf das Glück, das jener Aermste nun für immer verloren hatte.

* * *

Seitdem sind wir beide noch oft zusammen gekommen, aber nie wurde jener Nacht Erwähnung getan. Und nie habe ich ihn wieder besucht, wenn Vollmond war.

Als dann das Semester zu Ende war, nahmen wir Abschied — vielleicht auf immer — sagte er.

Er hat Recht gehabt. Nach einigen Jahren erfuhr ich, daß er im Irrenhause gestorben sei.

